Bertha von Suttners Memoiren

Autor(en): **Maurer, K. H.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Friede : Monatsschrift für Friedens- und Schiedsgerichtsbewegung**

Band (Jahr): **- (1908)**

Heft 23-24

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-802271

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

sollen wir immer wieder unser Augenmerk auf diese Seite unserer Bestrebungen lenken. Gerade in diesem Sinne mit uns zu wirken, wäre eine erspriessliche Aufgabe der Kirche. Vielleicht wird sie doch auch in unserem Lande auf die Frage eines Friedenssonntages zurückkommen; es bliebe den Geistlichen der verschiedenen Richtungen ein weiter Spielraum übrig, die Friedenssache von ihrem speziellen Standpunkte aus zu behandeln.

Gerade die Weihnachtszeit dürfte sich dazu ganz besonders eignen, das Fest der Bruderliebe, das Fest des aufgehenden Lichtes und des Friedens.

Lassen wir alle neu in unsere Seelen einziehen die frohe Botschaft, die den Hirten von Bethlehem gebracht wurde, erfüllen wir unsere Herzen neu mit Gedanken der Liebe gegenüber allen Wesen, wie jener Friedensfürst, dessen Geburtsfest wir feiern, es gelehrt und gelebt hat, so dass wir etwas ausstrahlen auf unsere Umgebung von dem Lichte, das in uns aufgegangen ist, auf dass es Sonnenwende werde auf Erden! *G.-C.*

——o——

Einige Gedanken zur Friedensarbeit.

Von *Eugen Lennhoff*, Zürich.

IV. Weihnachten.

Weihnachten steht wieder vor der Türe! In wenigen Tagen werden Tausende von Kinderstimmen wieder die alten, schönen Weisen ertönen lassen: „Friede auf Erden" und Tausende von Kinderherzen werden höher schlagen beim Anblicke der erhaltenen Soldaten und Rüstungen. Und dann werden wieder blutige Schlachten der kindlichen Phantasie geschlagen, und eine Zeitlang träumen die Knaben nur noch von Feldherrenlorbeeren und Kriegslärm.

Und auch im Geiste der Diplomaten ist es einige Tage ruhig in bezug auf internationale Verwicklungen. — Friede auf Erden!

Und wir Pazifisten fragen uns: „Wann wird uns endlich einmal der wirkliche Friede beschert, wann werden wir das Weihnachtsfest erleben, das uns nicht nur Lobgesänge, sondern die reale Wirklichkeit bringt, wo nicht mehr zaghaft, leise, sondern in brausenden Jubelakkorden die Glocken der Dome widerhallen: „Endlich, endlich Friede auf Erden!"?

Ja, das wird wohl noch lange dauern! Aber kann es denn anders sein? Wäre es von Gutem, wenn plötzlich, morgen, kein Krieg mehr da wäre? Nein! Denn das würde nicht anhalten! Was jahrtausendelang zäh im Menschenleben haftete, das kann nur durch langen, andauernden Kampf überwunden werden!

Und deshalb sollen uns die weihnachtlichen Friedensgesänge zum Kampfe aufrütteln, zu immer neuem Mute im Kriege gegen den Krieg!

Aus diesen Gesängen können wir aber auch eine grosse Lehre für unsere Arbeit ziehen!

Ist es Heuchelei, dass das Volk so singt und doch nicht gegen den Krieg auftritt? O gewiss nicht!

Es ist die Gleichgültigkeit der Massen, ein gewisser Fatalismus; niemand will den Krieg, jeder empfindet ihn als Uebel, aber man tritt doch nicht dagegen auf! Man nimmt ihn eben als etwas auf, was der Menschheit gleichsam als böse Gabe der Pandora mitgegeben wurde, was ebenso unvermeidlich sei wie der Tod!

Das ist nun gerade der Punkt, wo wir ansetzen müssen. Wir müssen nicht mit milden, sanften Worten kommen, wir müssen die Massen kräftig schütteln und rütteln, nicht immer nur mit der Feder müssen wir in unsern Blättern kämpfen, sondern wir müssen mit Taten kommen. Wir müssen überall sein, überall hinkommen! Allerorts muss man von uns sprechen, wenn auch oft vielleicht in geringschätzigem Tone, das schadet nichts, die Hauptsache ist eben, dass man von uns spricht!

Dann werden wir eines Tages sehen, dass der alte, lateinische Spruch: „Per aspera ad astra", durch Kampf zum Sieg, nicht auf einen Kampf mit den Waffen in der Hand gemünzt ist, sondern dass uns der Sieg bleiben wird!

Wie viele sind es aber, die am Weihnachtsfeste keine Friedensgesänge anheben! Wie viele, die schlotternd vor Kälte und mit heissen, tränenumflorten Augen durch die hellerleuchteten Strassen gehen und stöhnend und seufzend daran denken, wie andere Leute jetzt in behaglich durchwärmtem Zimmer die letzte Hand an die Ausschmückung des Festes legen können!

Auch das soll uns an manches erinnern.

Weg mit dem Kriege, der die Zahl der Aermsten der Armen vergrössert und vermehrt, Platz aber weitausgreifenden sozialen Kulturkämpfen.

Das sollte auch unsere vornehmste Aufgabe sein, an Orten, wo der Krieg zum Elend noch mehr Elend bringen kann, Segen zu stiften. Wenn wir auch gegenwärtig keinen Krieg haben, so brauchen wir doch nicht zu warten, bis einer da ist, um dann zu helfen, sondern wir sollten jederzeit lindern, wo wir lindern können.

Das ist Propaganda der Tat!

Wenn die Schneeflocken wirbeln und die Weihnachtsglocken ertönen, dann dürfen wir Friedensfreunde aber auch von einem stolzen Gefühl durchzogen werden, dem Gefühle der Freude darüber, dass wir relativ kleines Häuflein nicht nur zur Erreichung unseres Zieles singen, sondern dass wir den Kampf aufgenommen haben gegen einen Feind, der den Völkern seit Urzeiten am Herzblute saugt!

Friede auf Erden!

——o——

Bertha von Suttners Memoiren. [1])

Von *K. H. Maurer.*

„Vor einigen Tagen standen wir am Vorabend eines Brandes zwischen zwei grossen Völkern Europas. Das Gewitter drohte über unsern Köpfen auszubrechen. Plötzlich wurde der Zwist beigelegt, und die beiden Völker beschlossen, ihn einem Schiedsgericht zu unterbreiten. Dies ist ein geschichtlicher Vorgang. Daher beantrage ich bei der Kammer, den beiden Völkern ihre Glückwünsche zu übermitteln, welche ein so schönes Beispiel gegeben haben, und ich wünsche, dass in allen Parlamenten sich Stimmen erheben möchten, um ebenfalls diese Völker zu ihrer grossen Tat herzlich zu beglückwünschen. Ich gebe der schönen Hoffnung Raum, es möge ein Tag kommen, wo die Völker begreifen, dass der Krieg eine abscheuliche Sache ist..." Diese Worte sprach am 17. November der radikale Führer Paul Janson in der belgischen Kam-

[1]) Diese sorgfältige Besprechung des neuesten Suttnerschen Werkes erschien kürzlich in den „Basler Nachrichten", aus denen wir sie mit spezieller Erlaubnis des Verfassers abdrucken. Sie ist umso erfreulicher und bemerkenswerter, als sie aus der Feder eines der Friedensbewegung durchaus fernstehenden Schriftstellers stammt.

mer und gab damit seiner Anerkennung Ausdruck über die friedliche Beilegung des Casablanca-Zwischenfalls durch ein Schiedsgericht.

Ich setze diese Ordnungsmotion des belgischen Abgeordneten deshalb an die Spitze meiner Besprechung, weil sie mir mit der Tendenz des Buches, das im folgenden besprochen werden soll, in einer gewissen Beziehung zu stehen scheint und weil ich glaube, in der Beilegung des Casablanca-Zwischenfalls eine der Früchte der Friedensbestrebungen überhaupt zu sehen.

Man braucht keineswegs ein überzeugter Anhänger dieser Bestrebungen zu sein, um anzuerkennen, dass sie aus einem schönen, guten, erhabenen Gedanken erwachsen sind, man kann eine sehr geringe Meinung von der Zweckmässigkeit der Friedensbewegung haben und dennoch mit Interesse und Genugtuung ihre Entwicklung verfolgen, man mag schliesslich den Krieg als ein notwendiges und unvermeidliches Regulativ erkennen und im antimilitarisch gesinnten Anhang der Friedensbewegung eine Gefahr für das nationale Fortschreiten erblicken, man mag zuletzt über das Tätigkeitsgebiet, dem die Baronin von Suttner ihr Leben opfert, denken wie man will, unter allen Umständen wird man ihren festen Glauben an die Grösse ihrer Aufgabe, ihre Zuversicht, ihr sieghaftes Temperament, ihre Herzenstiefe und ihren Geist hoch anschlagen müssen, und so sind denn die in der Deutschen Verlagsanstalt zu Stuttgart erschienenen „Memoiren“ [1]), die einen reichen Einblick nicht nur in die Geschichte der jüngsten Friedenspropaganda, sondern auch in die persönliche Lebensgeschichte der Frau von Suttner gewähren, für jedermann eine Lektüre, wie sie fesselnder, reicher und anregender nicht gedacht werden kann.

Offenherzigkeit und Bescheidenheit sind die Merkmale, die uns beim Lesen des Buches wohltuend auffallen. Die Verfasserin hält sich, wie sie in ihrer Einleitung selbst bescheiden äussert, nur insofern berechtigt, ihre Erlebnisse mitzuteilen, als sie mit vielen interessanten und hervorragenden Zeitgenossen zusammengetroffen ist, bloss durch die Teilnahme an der Friedensbewegung, die sich allmählich zu historischer Tragweite herausgewachsen und ihr manchen Einblick in das politische Getriebe unserer Zeit gewährt hat, hält sie ihr Leben der Beachtung wert. Die ersten 24 Kapitel, die ihrem Eintritt in den Kreis der Friedenskämpfer vorangehen, gelten ihr lediglich als Vorbereitung, als nebensächliche Stationen einer langen Reise, als Stufen einer Entwicklung, die, weil für das Bild des Ganzen unentbehrlich, kurz skizziert werden müssen. Und sie tut sie kurz, fast verächtlich ab, die Zeit ihrer Jugend, die in angeregtem, aber doch ziemlich oberflächlichem Welttreiben verlief, ihrer ersten literarischen Erfolge, ihres bewegten Mädchenlebens, die Geschichte jener schönen vergnügungssüchtigen Komtesse Bertha Kinsky, die nur an Konzerte, Bälle, Reisen und Toiletten denkt und den Flirt entzückend findet. Und doch ist gerade dieser erste Teil ihrer Memoiren, der sich mit ihren Kinder- und Jugendjahren, mit der ganz romanhaft klingenden und doch wahrheitsgetreuen Geschichte ihrer Verheiratung und der ersten Ehejahre beschäftigt, derjenige Teil, der dem Leser am meisten Freude bereiten wird und aus dem ich nun einiges verraten möchte.

Wo und wann und in welchem Milieu Frau von Suttner zur Welt gekommen, sagt die pompöse Geburtsurkunde, womit der Pfarrer von St. Maria-Schnee zu Prag beurkundet, dass am 9. Juni 1843 geboren und am 20. ebendesselben Monats und Jahres getauft worden sei: „Bertha Sophia Felicita Gräfin Kinsky von Chinic und Tettau, eheliche Tochter (posthuma) des hochgeborenen Herrn Franz Joseph Graf Kinsky von Chinic und Tettau, pensionierten k. k. Feldmarschallieutenants und wirklichen Kämmerers etc. etc.“

Ihre Wiege stand also in Prag, „an der,“ wie sie selbst sagt, „so vielen so vieles nicht gesungen wird.“ Damit spielt sie wohl auf ihre spätere Kriegsfeindschaft an, denn ihr Vater und seine beiden Brüder waren Generale, und ihre Mutter war eine Grossnichte Theodor Körners. Da ist es wohl nur natürlich, dass die junge Gräfin Kinsky in den Ueberlieferungen der Kriegsbewunderung aufwachsen musste, sie war „militärfromm“, und so erschien ihr der Tod Radetzkys, unter dem ihr Vater in den italienischen Feldzügen mitgekämpft hatte, als eine Weltkatastrophe. Ihre Bewunderung für soldatischen Ruhm war eine andachtsvolle, schreibt sie doch selbst: „Wäre damals jemand auf die Idee gekommen, ein Buch mit einem so frevelhaften Titel wie: „Die Waffen nieder!“ zu schreiben, ich hätte den Autor tief verachtet.“

Ihren Vormund, den Landgrafen zu Fürstenberg, betete sie an und betrachtete ihn als ein höheres Wesen. Wie fein und überzeugend ist dieser alte Landgraf, dieser Typus des Altösterreichers, gezeichnet; ein echter Grandseigneur aus der Zeit vor der Märzrevolution, Aristokrat von Ueberzeugung, der im Adelskasino mit einigen Ranggenossen seine regelmässigen Whistpartien spielte, an keinem Hoffeste fehlte und seinem Mündel von jedem Kaiserdiner Pralinés und Zuckerbäckerwaren mitbrachte. Er fehlte bei keiner Sonntagsmesse, keiner Kirchenfeier und keiner Parade, der Ruhm der österreichischen Armee war in seinen Augen einer der schönsten Bestandteile der allgemeinen Weltordnung, die „Société“ war ihm die einzige Menschenklasse, deren Leben und Schicksale ihn interessierten, und im übrigen hörte die Welt hinter den österreichischen Grenzpfählen für ihn auf.

Die erste Liebe der jungen Gräfin Kinsky — und es war nicht ihre einzige — war niemand geringerer als Franz Joseph I., Kaiser von Oesterreich, sie schwärmte heftig für ihn, und es schien für die zehnjährige Dame nicht ausgeschlossen, dass er sie heiraten werde; im Gegenteil: „Das Schicksal war mir so etwas Aehnliches schuldig.“

Im zwölften Lebensjahre fand sie eine Kameradin; die gleichaltrige Cousine Elvira Büschel kam mit ihrer Mutter auf Besuch, und die beiden Mädchen entbrannten in Freundschaft zueinander. Elvira war ein Blaustrumpf, mit zwölf Jahren machte sie Gedichte, schrieb Dramen in Prosa und ein paar Tragödien in Versen, denen selbst der mürrische Grillparzer Interesse schenkte und ihnen seine Anerkennung nicht versagte. Die beiden Freundinnen spielten miteinander, jede Stunde, die das Studium frei liess, wurde dazu benützt; aber wer sich da etwa vorstellt, dass sie zusammen mit Puppen spielten oder durch Reifen sprangen, der würde sich irren. Ihr Flug ging höher. Sie spielten — „Puff“. Das waren aus dem Stegreif fortlaufend ersonnene Theaterstücke für zwei Personen, in denen Elvira die Rolle des Helden, Bertha diejenige der Heldin übernahm. Der Held wechselte dabei immer ab; bald war's ein französischer Marquis, bald ein spanischer Student oder ein reicher Lord, bald ein junger Marineoffizier oder ein schon etwas gesetzter Staatsmann, manchmal ein inkognito auftretender König — die Heldin aber war immer Bertha Kinsky. Die Komödien, die oft ganze Tage dauerten

[1]) *Memoiren* von *Bertha von Suttner,* mit drei Bildnissen der Verfasserin. Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt. Preis geh. Fr. 13.35, geb. 16.—.

und an die Energie der jungen Darstellerinnen nicht geringe Anforderungen stellten, endeten gewöhnlich mit einer Heirat, doch kam es auch vor, dass der Held starb — dann war's eben ein Trauerspiel. In dieser dramatischen Fähigkeit der frühesten Jahre scheint mir übrigens der Boden der Suttnerschen literarischen Begabung zu liegen. Die Schilderungen dieser Spiele, denen die Freundinnen mit ganzer Seele ergeben waren, gehören zum Köstlichsten, Humorvollsten in diesem Buch.

Die geistvolle, mit äusseren Reizen jedoch sparsam bedachte Elvira heiratete dann bald einen Marineoffizier, den sie einem tollen Scherz ihrer übermütigen Freundin zu verdanken hatte. Die Geschichte, die übrigens einen pikanten Stoff für Lustspieldichter enthält, ist zu reizend, als dass sie hier nicht angeführt werden sollte. Die Gräfin Kinsky gab ihre teure Wohnung in Wien auf und mietete mit Tante Büschel und ihrer Tochter ein Landhäuschen im prächtig gelegenen, aber langweiligen Klosterneuburg. Der Winter war monoton, und die lebhafte Bertha langweilte sich nach Noten. Um etwas Abwechslung in die Eintönigkeit der stillen Wintertage zu bringen, heckte sie insgeheim einen Streich aus. Ohne jemand etwas zu sagen, setzte sie folgende Annonce auf und schickte sie an die „Wiener Freie Presse“:

„Aus purer Caprice einerseits, aus Seelendrang nach Gedankenaustausch anderseits, wünscht ein auf einsamem Schlosse lebendes adeliges Geschwisterpaar, Bruder und Schwester, mit warmfühlenden und tiefdenkenden Menschen in brieflichen Verkehr zu treten. Die Aufsicht über den Briefwechsel wird ein strenger Papa führen, der den jungen Enthusiasten beweisen will, wie unpraktisch sie sind mit ihrer Seelenaustauschidee. Brief unter „Cela n'engage à rien“ an die Expedition des Blattes.“

Als sie dieses Inserates ansichtig wurde, rief Elvira: „Ja, da schreibe ich hin!“ „Das verbiete ich,“ sagte Tante Büschel, „wer wird denn Annoncen beantworten!“ „Lass sie doch, Tante!“ bat unsere Komtesse. „Willst du etwa auch hinschreiben?“ fuhr nun ihre Mutter dazwischen, „das wirst du bleiben lassen!“ worauf die kleine Heuchlerin antwortete: „O nein, ich hätte gar keine Lust dazu — das Zeug ist zu verrückt.“ Nach fünf Tagen kam ein Paket mit sechzig bis siebzig Briefen, die alle die Aufschrift trugen: „Cela n'engage à rien“. Nun musste die Sünderin mit der Wahrheit herausrücken: „Das Geschwisterpaar bin ich.“ Auch ein Brief Elviras war dabei, sie zerriss ihn ärgerlich in kleine Stücke. Die Mütter zürnten, aber die Lektüre erwies sich als sehr amüsant und gewährte allen eine famose Unterhaltung. Ein geistreicher Brief von einer Dame, „Doris in See“ unterschrieben, hatte besonders Elvira gefesselt, sie liess sich als „Kurt im Walde“ in einen Briefwechsel mit „Doris in See“ ein, der bald grössere Dimensionen annahm. Ein volles Jahr hindurch korrespondierten die beiden, die Briefe und Gedichte wurden immer länger und inniger — da erwachte in Elvira das Gewissen. „Doris glaubt, ich sei ein junger Mann — sie wird sich noch in mich verlieben — ich muss ihr gestehen, dass Kurt, der Kamerad, ein Mädchen ist.“ Und sie tat es. Darauf kam ein Jubelruf zurück: „Herrlich, mein bester Freund, mein Dichter und Denker Kurt ist ein junges Weib, und Doris — jetzt muss ich es sagen — ist Offizier der k. k. Marine.“ Das frohe Ende der Geschichte, die der geniale weibliche Lustspieldichter in Szene setzte, war, dass Elvira sich bald darauf mit Doris, alias Joseph Tiefenbacher, k. k. Linienschiffsfähnrich, vermählte und in ihrer kurzen Ehe vollkommen glücklich war. Leider starb sie wenige Jahre nach der Hochzeit.

Auf Grund ihrer Geburt gehörte Bertha Kinsky zu den ersten Familien des österreichischen Adels und sollte nun „in die Welt“, in die hohen Kreise, in die „Société“, wie sich der liebenswürdige Vormund auszudrücken pflegte, eingeführt werden; aber dazu besass sie nicht die vorgeschriebenen sechzehn Ahnen, d. h. die Hoffähigkeit, denn ihre Mutter war keine „Geborene“. Dennoch wurde sie überall, wo sie erschien, als schön und geistreich gefeiert, und eines Tages geschah es, dass sich durch Vermittlung des Schriftstellers Joseph von Weilen, des Erziehers des Kronprinzen Rudolf, einer der reichsten Männer Wiens um ihre Hand bewerben liess. Der Bewerber war zwar nicht Aristokrat, dafür aber — 52 Jahre alt. Mit höchstem Glanz wollte er unsere Komtesse umgeben, mit Villen, Schlössern, Palais, mit Geschmeide und dem ganzen Luxus des Krösus'. Mit dem Räsonnement: „Es ist eine hässliche Tatsache, wenn ein achtzehnjähriges Mädchen einem ungeliebten, so viel älteren Mann die Hand reichen soll, nur weil er ein Millionär ist!“ entschloss sie sich mit einem Seufzer seine Frau zu werden. Sie verlobte sich — auf zwei Tage, denn nach dem ersten Kusse, den der Bräutigam ihr gab, erkannte sie die absolute Unmöglichkeit einer Heirat und löste, trotz aller Proteste von seiten der Mutter, trotz aller Bitten des reichen Bewerbers und trotz allen Aufsehens die Verlobung auf. „Nein, nein — ich kann nicht, kann nicht — lieber sterben!“ Und so wurde der Absagebrief expediert.

Einen Winter verbringt sie mit ihrer Mutter und ihrem Bruder in Rom, und wir dürfen da erfahren, dass sie der Vatikan, die Engelsburg, das Forum nicht so sehr interessierten wie Korso, Theater, Bälle und Soireen. Tiefe Eindrücke hatte sie von ihrem damaligen Aufenthalt in Rom nicht empfangen, dies soll einem späteren Jahre vorbehalten bleiben.

Im Jahre 1864 — das war das Jahr, in dem die österreichischen Truppen im Verein mit den deutschen gegen Dänemark Krieg führten — finden wir sie in Homburg, unbekümmert der blutigen Ereignisse. Ihre Auffassung des Krieges war damals die, dass „Kriege Dinge sind, die sich ebenso notwendig und regelmässig und ausser aller menschlicher Einflusssphäre abspielen wie Vorgänge im Erdinnern und am Firmament, man hat sich also darüber nicht zu ereifern“.

Und sie fährt fort: „Und spielen sie sich in der Ferne ab, so ist es schon gar wie der Zusammenstoss zweier Gestirne — das geht einen doch nichts an, dadurch wird man sich doch in seinen Beschäftigungen und Vergnügungen nicht stören lassen; höchstens interessant kann man es finden, dass die „Geschichte“ wieder einmal in Tätigkeit geraten ist, und gespannt kann man sein, welche neue Linien sie mit ihrem Griffel auf die Landkarte zeichnen wird.“ Aehnlich erging es ihr mit den Kriegen von 1866 und 1870, ja selbst noch mit dem russisch-türkischen Krieg von 1877/78: sie alle hinterliessen ihr nicht den geringsten Eindruck. Sie las auch keine Zeitungen und keine Schlachtberichte, und höchstens konnte sie für die neuen Militär- und Siegesmärsche, die in den Musikalienhandlungen zu haben waren, einiges Interesse aufbringen. Nach dem Kriege von 1866 schrieb sie:

„Ich schäme mich, es wieder zu sagen: auch dieses Ereignis machte mir keinen Eindruck, gar keinen. Ich nahm davon Kenntnis, wie man die Nachricht erfährt, dass irgendwo in der Ferne Ueberschwemmungen oder Brände ausgebrochen seien; Elementarereignisse. Recht bedauerlich, aber es wird ja vorübergehen. Wir hatten niemand Teuern bei der Armee, also waren wir nicht besorgt. Was ich vom Kriege las und hörte, habe ich vergessen; nichts von allem

ist meinem Gedächtnis eingeprägt geblieben, ein Beweis, dass es mir gründlich gleichgültig war."

Der deutsch-französische Krieg liess sie ebenfalls ohne innere Erregung, sie sah in ihm wieder ein „historisches Elementarereignis", und als sie in Berlin von einem Balkon herab den Einzug der aus Frankreich heimkehrenden, siegreichen Truppen sah, interessierte sie wohl das Schauspiel — Sonnenschein, Jubel, Flattern der Fahnen, gestreute Blumen, Triumphbogen — aber zum Nachdenken über die Greuel und Verheerungen des Krieges kam sie nicht. In dieser Wandlung liegt das psychologische Moment des Buches, und diese Wandlung beginnt schon mit der literarischen Tätigkeit der jungen Frau von Suttner im Kaukasus, damals, als sie mit ihrem Gatten verdienen musste, als sie, einsam und abgeschlossen, zum Nachdenken kam, über sich selbst und die Dinge des Lebens. Doch davon später.

Schon in frühen Jahren machte sich bei der jungen Komtesse eine ganz ungewöhnliche Energie, grosse Arbeitsliebe und ein glühender Lerneifer bemerkbar, spielend bewältigte sie die verschiedensten Disziplinen: Musik, Literatur, Geschichte, die Sprachen und die Naturwissenschaften. In Baden-Baden und Homburg, in Wien u. Paris hatte sie bei bewährten Meistern ernsthafte Gesangsstudien betrieben, da ihre Stimme nach Aussage hervorragender Kenner ungewöhnlich glanzvoll und bildungsfähig gewesen sein soll. Der bekannte Pariser Gesanglehrer und Pädagoge maître Duprez sagte zu ihr nach der ersten Probe: „Eine schöne Stimme — aus Ihnen werde ich etwas machen — in zwei Jahren sollen Sie die première force sein." Aber es wurde nichts aus ihren Träumen, in denen sie sich bereits als Aida oder Donna Anna auf der Bühne sah, sie litt an der unheilbarsten Krankheit — am Lampenfieber. Ganz unvergleichlich und mit einem resignierten, feinen Humor hat sie ihre Leiden und Freuden als angehende Bühnen- und Konzertsängerin in dem „Kunstnoviziat" überschriebenen Kapitel geschildert.

In diese Zeit des freudigsten Studiums, der grossen Zweifel und der beseligenden Hoffnungen fällt auch ihre Bekanntschaft mit einem edlen, sympathischen Mitglied des österreichischen Hochadels. 1872 lernte sie in einem Bad den Prinzen Adolf zu Sayn-Wittgenstein-Hohenstein kennen, der sich damals ebenfalls intensiven und auch sehr erfolgreichen Gesangsstudien widmete. Die beiden fühlten bald eine starke, innige Neigung zueinander, sie musizierten zusammen, gingen mit Eifer ganze Opern durch und — verlobten sich. Sie schrieb später einmal in ihr Tagebuch: „Es konnte ein interessantes, glückliches Leben werden an der Seite eines Kunstgenossen, der einen grossen Namen trug, ein lieber, poetischer, seelenguter Mensch war, und dem ich, wenn auch nicht leidenschaftlich, so doch herzlich zugetan war." Aber auch dieses Verlöbnis führte zu keiner Ehe. Der Prinz starb an den Folgen einer Seekrankheit auf einem Dampfer, der ihn nach Amerika bringen sollte, wo er unter glänzenden Bedingungen zu einer Konzerttournee verpflichtet war.

Die Reisen und die langen Aufenthalte in den Bädern hatten das Vermögen der Mutter allmählich reduziert, und so entschlossen sich die beiden Schwestern, die Gräfin Kinzky und Tante Büschel, am Spieltisch von Homburg und Baden-Baden das Verlorene wieder zurückzugewinnen. Tante Büschel glaubte, sich nach zahlreichen fingierten Probespielen zu Hause auf ein unfehlbares Banksprengungssystem und auf die Untrüglichkeit ihrer „Hellseherei" verlassen zu können, allein am wirklichen Roulettetisch bewährten sich die Methoden der Tante keineswegs und es zeigte sich eines schönen Tages, dass Berthas Mutter lediglich auf ihre Pension als Generalswitwe angewiesen blieb. Die beiden Frauen, Mutter und Tochter, führen nun ein seltsames Doppelleben. Durch Geburt und persönliche Beziehungen verkehrten sie in Paris am Hofe Napoleons III. und in Baden-Baden in der freundschaftlichsten Weise mit Kaiser Wilhelm I.; dabei sind sie ohne Vermögen, ohne Zukunft, ja sogar ohne ein eigenes Heim.

Durch diese ungünstigen Wendungen in ihren Vermögensverhältnissen veranlasst, suchte sich Bertha selbständig zu machen. Sie fand eine Stelle als Gesellschafterin und Erzieherin im Freiherrlich von Suttnerschen Hause. Wie ein Familienmitglied geachtet und geliebt, verlebte sie hier drei glückliche Jahre; aber bald bildete sich eine zarte, dann immer tiefer gehende Neigung zwischen Bertha und dem jüngsten Sohn der Familie, Baron Arthur Gundakkar, die ein weiteres Bleiben im Suttnerschen Hause unmöglich machte. Die Mutter Gundakkars kam dem Liebesidyll, das von den Schwestern begünstigt wurde, auf die Spur und veranlasste die Gesellschafterin, das Haus zu verlassen, nicht ohne sie noch auf folgende Annonce aufmerksam zu machen: „Ein sehr reicher, hochgebildeter, älterer Herr, der in Paris lebt, sucht eine sprachenkundige Dame, gleichfalls gesetzten Alters, als Sekretärin und zur Oberaufsicht des Haushaltes." Bertha schrieb hin und erhielt eine Antwort, gezeichnet mit dem Namen Alfred Nobel! Sie trat zwar ihre Stelle niemals an, aber der Grund zu der berühmt gewordenen Geistesfreundschaft war gelegt. Nobel liess sich durch seine Freundin in die Bestrebungen der Friedensbewegung einweihen, interessierte sich für sie und brachte ihnen so viel Anerkennung und Sympathie entgegen, dass er neben den naturwissenschaftlichen und literarischen Preisen auch den Friedenspreis von rund 200,000 Fr., den auch Bertha von Suttner erhalten hat, testamentarisch stiftete. Kaum in Paris angekommen, empfand unsere Komtesse eine so unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Geliebten, dass sie, als Nobel auf kurze Zeit nach Schweden reiste, um eine Dynamitfabrik anzulegen, die Seinestadt verliess und sofort in die Heimat zurückkehrte, wo sie Gundakkar in einem Hotel erwartete. Das Liebespaar beschloss nun, da eine Einwilligung der Eltern nicht zu erhoffen war, sich gegen ihren Willen heimlich trauen zu lassen. Statt einer Hochzeitsreise nach dem Süden unternahmen sie eine Flucht nach den unwirtlichen Gegenden des Kaukasus. Bei ihren kaukasischen Freunden, der Fürstin von Mingrelien, die sie bei ihrem Aufenthalt in Paris kennen lernte, fand Bertha mit ihrem Gatten eine freundliche Zuflucht. Die Hochzeitsreise der beiden nach dem Kaukasus hatte neun Jahre gedauert, es waren lange und ereignisreiche Flitterwochen. Sie hielten sich in Kutais, Tiflis, Gordi und Zugdidi auf; die gesellschaftliche Stellung, die sie dort einnahmen, war sonderbar genug. Die Hoffnungen, dem Baron eine russische Anstellung zu verschaffen, schlugen fehl. Sie mussten verdienen, um zu leben, und sie nahmen dankbar an, was sich ihnen bot. Frau von Suttner gab sehr gut bezahlte Musikstunden, während ihr Mann eine Stelle bei einem Tapetenfabrikanten und Bauunternehmer in Tiflis inne hatte, für den er Rechnungen führte und namentlich neue Tapetenmuster zeichnete, die Arbeiter überwachte und Korrespondenzen führte. Aber um 6 Uhr abends, da waren sie frei, machten grosse Toilette, dinierten allabendlich „en ville" in erlesener Gesellschaft von Fürsten und Prinzen. In diese Zeit fiel der russisch-türkische Krieg. Am 24. April 1877 erfolgte die russische Kriegserklärung und zugleich die Ueberschreitung des

Pruth und der armenischen Grenze. Die Baronin schreibt: „Ich erinnere mich nicht, dass wir Angst hatten. Auch ein Protestgefühl gegen den Krieg im allgemeinen empfand ich ebensowenig wie in den Jahren 1866 und 1870. Auch der Meine (so nennt sie ihren Gatten) sah in dem Krieg nur ein Elementarereignis, doch ein solches von besonderer historischer Wichtigkeit. Mitten drin zu stehen, das gibt einem selber einen Abglanz von dieser Wichtigkeit.“ Baron von Suttner sandte Korrespondenzen über die Kriegsereignisse an die „Neue Freie Presse“ nach Wien. Diese druckte sie eine Zeitlang dankbar ab, bald aber fand sie dieselben zu russenfreundlich — die „Neue Freie Presse“ nahm für die Türken Partei — und lehnte sie ab. Die Not klopfte oft an die Tür, das Gespenst „Hunger“ hat sich sogar gezeigt, und so versuchten es beide mit der Schriftstellerei. Der Erfolg blieb nicht aus, beim einen sowohl wie bei der andern. A. G. von Suttners Name wurde durch seine lebendigen, geistreichen Reiseschilderungen bald bei allen grösseren Redaktionen bekannt, während seine Gattin unter dem Pseudonym B. Oulot (eine Anlehnung an den Spitznamen „Boulotte“, der ihr im Suttnerschen Hause beigelegt worden war) mit einigen Feuilletons ihre schriftstellerische Laufbahn begründete.

Balduin Groller, Redakteur der „Wiener Illustrierten Zeitung“, der mit B. Oulot lange korrespondiert hatte, ohne zu ahnen, dass dieser Nom de plume eine Frau barg, schilderte die gegenseitigen Beziehungen in einer launigen Plauderei in einem Feuilleton wie folgt:

„Ich waltete meines Amtes als Redakteur einer grossen belletristischen Zeitschrift. Diese Flut von meist recht talentlosen Manuskripten, die alle gelesen sein wollen! Zwischendurch, wie in einem weitläufigen, langweiligen Kuchen spärliche Rosinen, die seltenen Gaben des Talents. Einmal gab es einen besonders redaktionellen Festtag; ich hatte eine grosse Rosine gefunden, eine Arbeit von merkwürdiger Tiefe und Feinheit und ganz unvergleichlicher Anmut der Darstellung. Das war eine Freude, ein förmlicher Rausch — ein neues Talent — das ist doch nichts Geringes! Vor allen Dingen — wie heisst der Mann? B. Oulot — merkwürdiger Name, aber die Welt wird sich bald an ihn gewöhnen. Ich nehme das Begleitschreiben zur Hand. Wo lebt der Mann und was treibt er sonst? Eine russische Briefmarke; der Brief ist aus Zugdidi, Gouvernement Kutais, datiert. Und da steht auch eine Bitte um Nachsicht, da es sich um ein Erstlingswerk handelt. Das auch noch! Ich veranlasse sofort schleunige Honorarsendung, um den neuen Mitarbeiter in guter Stimmung zu erhalten, und schreibe unter rückhaltloser Anerkennung der ersten Arbeit eine dringende Bitte um weitere Beiträge. Diese kamen dann auch, und meine Freude und mein Staunen wuchsen noch. Da gab es eine wissenschaftliche und philosophische Beschlagenheit wie nur bei irgend einem Universitätsprofessor, dabei aber eine Grazie und über alles triumphierender Humor — nein, wahrhaftig, ein Universitätsprofessor war das nicht. Wir begannen uns als zwei gute Kameraden zu duzen. Bruderherz hin, Bruderherz her — einmal muss ich mich in einer Frage, die unter die damals allerdings noch nicht aufgerollte Lex Heinze gefallen wäre, doch so kräftig und unzweideutig ausgedrückt haben — unter Kameraden nimmt man es ja nicht so genau — dass eine Abwehr angemessen erscheinen mochte. Sie erfolgte in sehr feiner, ganz unauffälliger Weise. Die Schlussformel des nächsten Briefes lautete nämlich: „D e i n e ergebene —“. Ich war wie vor den Kopf geschlagen. Also B. Oulot ist ein Frauenzimmer — wer hätte das dem Manne zugetraut! Ich forderte Aufklärung und erhielt sie: B. Oulot war Baronin Bertha von Suttner geborene Gräfin Kinsky. Na, auch gut. Ich habe ihr das weiter nicht übel genommen, und zu ändern war auch nichts mehr.“

Ein interessantes Kapitel ist die Geschichte ihres Buches „Die Waffen nieder!“ Dieser Roman sollte zuerst in Zeitungen erscheinen. Aber die Redaktionen sandten ihn zurück: „Der Kreis unserer Leser würde sich durch den Inhalt verletzt fühlen.“ „Trotz aller Vorzüge ist es ganz ausgeschlossen, dass der Roman in einem Militärstaat veröffentlicht werde!“ Und so ähnlich lauteten die abschlägigen Antworten. Auf den Zeitungsabdruck musste verzichtet werden, und die Verfasserin entschloss sich, den Roman direkt als Buch erscheinen zu lassen. Bei Pierson sollte er erscheinen, aber auch der Verleger machte Umstände. Die Sache erschien ihm zu gefährlich, er riet ihr, sie möge das Manuskript einem erfahrenen Staatsmann zur Durchsicht geben, mit der Bitte, alles zu streichen, was Anstoss geben könnte. Gegen diese Zumutung lehnte sich Bertha von Suttner auf, selbst am Titel wollte sie sich nichts ändern lassen. Sie blieb standhaft. Das Buch erschien 1890 so, wie es ursprünglich geschrieben war. Und der Verleger hatte es nicht zu bereuen. Der Erfolg des Werkes ist bekannt.

Zwei Jahre ungefähr nach der Rückkehr des Ehepaares in die Heimat und der Versöhnung mit den Eltern Gundakkars erfuhr Bertha von Suttner gelegentlich eines Aufenthaltes in Paris durch den Berliner Schriftsteller Dr. Wilhelm Löwenthal, dass in London eine Gesellschaft bestehe, deren Zweck es sei, „für zwischenstaatliche Streitigkeiten die internationale Schiedsgerichtsbarkeit an Stelle der Entscheidung durch Waffengewalt zu setzen“, es war die „International Peace- and Arbitration-Association“. Hier vollzieht sich Bertha von Suttners Entwicklung zur politischen Frau. Die folgenden Kapitel, also der zweite Teil des denkwürdigen Buches, schildern nun den Anteil der Verfasserin an der Pazifikationsbewegung, ihre Propaganda für die Gründung einer österreichischen Friedensgesellschaft, deren Präsidium die Baronin übernahm, die Kongresse in Rom, Bern, Antwerpen und Budapest, bis zu dem Manifest des Zaren und der ersten Friedenskonferenz im Haag. Wir finden Briefe von Tolstoi, Nobel, Carneri, Zola, Ernst Haeckel, Paul Heyse, Konrad Ferdinand Meyer, Björnson und vielen anderen, worin sich die Männer über den Wert der Friedensbestrebungen aussprachen. Es fehlte natürlich nicht an hartnäckigem Widerstand, an Entgegnungen und Witzen. So verfasste Felix Dahn folgendes Epigramm:

„Die Waffen hoch! Das Schwert ist Mannes Eigen,
Und wo der Mann kämpft, hat das Weib zu schweigen.
Doch freilich Männer gibt's in unsern Tagen,
Die leider selber Unterröcke tragen!“

Die Tätigkeit, die Bertha von Suttner von nun an entwickelte, ist enorm und wird dem Leser erst durch die Lektüre der Memoiren zum Bewusstsein gebracht. Diese sind denn auch nicht nur eine dokumentarische Geschichte der Friedensbewegung, sondern ein Quellenwerk zur zeitgenössischen Geschichte überhaupt. Die Memoiren schliessen mit dem Jahre 1902, mit dem Tode ihres Gatten, der am 10. Dezember starb und dem sie eine so treue Gefährtin gewesen.

Zu erfahren, wie diese Frau allmählich zu solch exponierter Stellung gelangte, welche Entwicklung sie menschlich und schriftstellerisch durchmachte, ehe sie zu einer „europäischen Persönlichkeit“ wurde, und wie sie selbst ihre Mission auffasst, was sie in Erfüllung dieser Mission erlebt und gesehen hat, das kann nicht nur für diejenigen von Interesse sein, die der

Friedenskämpferin in Sympathie und Verwandtschaft der Weltanschauung zugetan sind, es wird auch manchen, der das Lebensziel der unermüdlich tätigen Frau nur mit Skepsis betrachtet, doch für ihre Persönlichkeit gewinnen, und auch dieser wird das Buch mit dem Gefühl aus der Hand legen, ein reiches Leben kennen gelernt zu haben.

——o——

Der Friedensnobelpreis.

Der diesjährige Friedensnobelpreis ist den Herren Frederik Bajer (Dänemark) und K. P. Arnoldson (Schweden) zugedacht worden.

Wir lesen über die beiden Pazifisten in Frieds Handbuch der Friedensbewegung folgende biographische Notizen:

Bajer, Fredrik, Politiker. * 21. IV. 1837 zu Vesteregede (Sielande, Dänemark). — Kopenhagen N., Korsgade 56. Präsident des internationalen Friedensbureaus in Bern, Mitglied des internationalen Friedensinstituts in Monaco, Mitglied des interparlamentarischen Rates, Präsident der dänischen interparlamentarischen Gruppe. Von 1856—1864 Offizier, machte den Krieg von 1864 mit und nahm an den Kämpfen bei Schleswig, Veile und Horsens teil. Von 1872—1895 Mitglied des dänischen Reichstages. Ist seitdem im Archiv des dänischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten mit der Anfertigung von Dossiers über aktuelle politische Fragen internationaler Natur beschäftigt. Seit 1887 steht B. mit Fréd. Passy in Verbindung und bemühte er sich um diese Zeit, eine dänische Friedensgesellschaft ins Leben zu rufen, was ihm am 28. November 1882 gelang. B. ist der Gründer des Berner internationalen Friedensbureaus, ein Werk, das ihm nach mühevoller Arbeit am 13. November 1891 am Friedenskongress zu Rom gelang. Er begründete ausserdem die dänische interparlamentarische Gruppe. Während seiner Tätigkeit im Parlament hat er vielfach die Friedensidee vor das Forum des Reichstages gebracht und wiederholt Anträge gestellt, wonach die Regierung zum Abschluss von Schiedsgerichtsverträgen aufgefordert wurde. B. nahm an den Friedenskongressen der Ligue internationale de la paix et de la liberté 1884 zu Bern, 1886 zu Genf, 1888 zu Neuchâtel teil, seit 1889 an allen Weltfriedenskongressen mit Ausnahme der Kongresse, von Glasgow, Rouen und Boston und an allen interparlamentarischen Konferenzen, mit Ausnahme der zu Paris (1900) und St. Louis. Er nahm an den skandinavischen National-Friedenskongressen zu Gothenburg (1886), Kopenhagen (1890), Stockholm (1895), Skien (1901), Kopenhagen (1904), sowie an der Friedensvereinigung von Seljord in Norwegen im Jahre 1891 teil. Er war Mitglied der offiziellen Abordnung des Folkething bei der skandinavischen Parlamentsentrevue in Paris (November 1904).

B. ist Verfasser einer grossen Anzahl die Friedensidee betreffender Abhandlungen in dänischer, schwedischer, französischer und deutscher Sprache, über die ein Verzeichnis leider nicht zu erhalten war. In zahlreichen Zeitschriften, Revuen und Zeitungen finden sich Artikel von seiner Feder. Er ist Herausgeber einer mindestens zweimal monatlich erscheinenden Zeitungskorrespondenz.

Arnoldson, Klas Pontus, Schriftsteller. * 27. X. 1844 zu Gothenburg. — Helsingborg. 1882—1887 Mitglied des schwedischen Reichstages, wo er 1883 die Fragen der Neutralität Schwedens und Norwegens und der gesicherten Unabhängigkeit der kleineren Staaten in Anregung brachte, dadurch eine ständige Volksbewegung zugunsten dieser Forderungen ins Leben rufend; gründete 1883 den schwedischen Friedens- und Schiedsgerichtsverein, dessen Leiter er wurde. Seit 1888 brachte er in Schweden und Norwegen eine Petitionsbewegung zugunsten von Schiedsgerichtsabschlüssen in Gang und unterhielt sie dauernd. In den von ihm herausgegebenen periodischen Schriften „Der Wahrheitssucher", 1877—1881, und „Das Buch des Volkes", 1882—1884, sowie in den von ihm redigierten Zeitungen, „Nordisches Tagblatt", 1870—1871, „Stockholmer Morgenblatt", 1877—1878, die „Zeit", 1883—1885, „Stockholm", 1885, „Der Friedensfreund", 1885—1888, „Das nordschwedische Tagblatt", 1892 bis 1894, sowie in zahlreichen anderen Zeitungen und Zeitschriften, wie auch als Redner und Vorleser, vertrat er die Friedensidee. Ausser zahlreichen historischen, politischen, religiösen und sozialen Schriften, in denen er die Friedensidee vertrat, verfasste er (in schwedischer Sprache):

Der Norden als Freistaat. 1872. — Nach dem Sturm. 1879. — Der Apostel des Unitarismus. 1882. — Die Neutralitätsfrage. 1883. — Die Friedensarbeit und ihre Gegner. 1883. (2. Aufl.) — Ein Apostel. 1890. — Ist Weltfriede möglich? 1890. — Gesetz, nicht Krieg. 1890. — Kain, der Held des Tages. 1891. (4. Aufl.) — Maritime Neutralisation. 1891. (2. Aufl.) — Pax mundi (in englischer Sprache). 1892. — Friede mit Norwegen, die Union mag tragen oder bersten. 1895. — Pax mundi (deutsche Ausgabe). 1895. — Die Einheit des Nordens. 1899. — Die Hoffnung der Jahrhunderte. 1901. — In Schützenzeit. 1902. — Marie Magdalena. I. II. 1903.

——o——

Das Schiedsgericht zwischen Deutschland und Frankreich betr. den Casablanca-Zwischenfall.

Der Schiedsgerichtsvertrag betr. den Casablanca-Zwischenfall ist von den Bevollmächtigten der beteiligten Staaten unterzeichnet worden. Der aus neun Artikeln bestehende Vertrag hat nach der „Nordd. Allg. Ztg." im wesentlichen folgenden Inhalt: Das Schiedsgericht wird mit der Entscheidung der in Frage kommenden Tat- und Rechtsfragen betraut. Das Schiedsgericht setzt sich zusammen aus fünf Schiedsrichtern, die unter den Mitgliedern des ständigen Schiedshofes im Haag gewählt werden. Jede Regierung wählt zwei Schiedsrichter, von denen nur einer ihr Staatsangehöriger sein darf. Die so ernannten vier Schiedsrichter wählen einen Obmann. Am 1. Februar 1909 wird jede Partei 18 Exemplare ihres Schriftsatzes mit beglaubigter Abschrift aller Aktenstücke und Urkunden, auf die sie sich in der Sache berufen will, dem Bureau des ständigen Schiedshofes übermitteln; das Bureau wird unverzüglich für deren Weitergabe an die Schiedsrichter und an die Parteien sorgen. Am 1. April 1909 werden die Parteien ihre Gegenschriftsätze mit den dazu gehörigen Belegstücken und Schlussanträgen hinterlegen. Das Schiedsgericht wird am 1. Mai 1909 im Haag zusammentreten. Die Parteien und die Mitglieder des Gerichts können sich der deutschen oder der französischen Sprache bedienen. Die Entscheidungen des Gerichts werden in beiden Sprachen abgefasst. Jede Partei wird durch einen besonderen Agenten vertreten, der zwischen ihr und dem Gericht als Mittelsperson dient. Soweit nicht aus dem vorliegenden Schiedsvertrag sich etwas anderes ergibt, kommen auf dieses Schiedsverfahren die Bestimmungen des Abkommens zur friedlichen Erle-